

Aus Serbien.

Serbien, das Land des Grauens.

Berlin, 17. April. Die „Nowa Reforma“ ver-
ffentlicht ein Interview mit Dr. van Nienhoven, Chef-
arzt der holländischen Sanitätsmission, die seit Anfang
August 1914 bis Mitte März l. J. in Serbien ver-
blieb. Der Arzt schildert die Zustände in Serbien fol-
gendermaßen: „Serbien ist heute als ein ungeheures
Lager von Kranken, Lebenden und zu Tode Erschöpften
zu bezeichnen. Das Land ist ein riesiger Totenacker.
Der Flecktyphus, dessen Brutstätte die Stadt Beljevo
bildet, hat sich durchs ganze Land mit Vliesgeschnele ver-
breitet und fürchterliche Dimensionen angenommen. Die
Zustände, die ich seinerzeit mit mehrer Sanitätsabteilung
in Balkovo antraf, spotten jeder Beschreibung. Tausende
von Menschenleichen und Pferdekadavern neben Tau-
senden Verwundeter bedeckten die blutüberströmten Stra-
ßen. Die Leichen lagen ja seit drei Wochen unbeerdigt,
die Verwundeten über 14 Tage ungewaschen, ohne jed-
weden Verband, auf hartem Fußboden, in Korridoren,
jogar in den Kellern. Kein Wunder, daß sich baldigst
die Epidemie einstellte, zu deren Bekämpfung es an
primitivsten Desinfektionsmitteln mangelte. Zu allererst
erwirkten wir die Evakuierung der zivilen Bevölkerung,
um für die Kranken und Invaliden Raum zu schaffen.
Die Epidemie raffte täglich 1300 Personen hinweg. Bin-
nen ganz kurzer Zeit starben 63 Ärzte, von denen 23
den ausländischen Sanitätsmissionen angehörten. Von
der Gesamtzahl der einheimischen Ärzte, von denen
440 im Dienst standen, sind über 200 entweder ge-
storben oder müssen das Krankenbett hüten. Nun wird
in Serbien eine 500 Personen zählende französische Sa-
nitätsmission erwartet. Sowohl die Armee wie das ganze
Volk sehnen sich nach Frieden.“

Armee und Marine.

Hafenadmiralats-Tagesbefehl Nr. 108.

Marineoberinspektion: Korvettenkapitän Scheinwein.
Garnisonsinspektion: Hauptmann Winkovic vom Fe-
lungsfeldbahnkommando.
Verzittliche Inspektion: Lintenschiffsarzt d. R. Doktor
Kremer.

Vom Tage.

Vortrag im Marinekasino. Morgen um 6 Uhr
abends wird Herr Feldkurat Hubatschek im Marine-
kasino einen Vortrag über „Deutschösterreichische Kriegs-
dichtung 1914/15“ halten.

Die Korrespondenz mit unseren Kriegsgefangenen.
Von Seiten des Gemeinsamen Zentralnachweisbureaus,
Auskunftsstelle für Kriegsgefangene, Wien, 1. Bez.,
Jasomirgottstraße 6, wird uns mitgeteilt: Es mehren
sich in der letzten Zeit die Zuschriften, in denen die
Angehörigen von Kriegsgefangenen darüber klagen, daß
sie so lange keine Nachricht von diesen erhalten haben
oder daß sie überhaupt noch keine Nachricht bekommen
haben, obwohl ihnen von uns mitgeteilt wurde, daß
der Betreffende bereits in den Gefangenenslisten vor-

kommt. Die Angehörigen machen sich vielfach ganz un-
nützlichweise Sorge. Die Kriegsgefangenen in Rußland
werden sehr oft von einem Gefangenenslager in ein an-
deres weitergeschafft, meistens immer weiter nach Osten.
Diese Reisen dauern sehr lange. Auch scheint es, daß
vielfach während der Reise das Schreiben verboten ist.
Auch in den Gefangenenslagern scheinen die Kriegs-
gefangenen Beschränkungen in bezug auf das Schreiben
unterworfen zu sein. Die Briefe und die Karten brauchen
sehr lange, aus Sibirien sechs bis acht Wochen, der
großen Entfernungen wegen und weil sie durch zwei
Zensuren, in Petersburg und bei uns, gehen müssen. Da
die russischen Zensuren mit Arbeit überlastet sind, emp-
fiehlt es sich, nur kurze Karten zu schreiben. Manche
Briefe werden auch konfisziert und vernichtet, andere
gehen verloren. Ueber das Befinden und den Aufenthalt
der einzelnen Kriegsgefangenen können wir nicht einzeln
Nachricht einholen. Wir können nur die Betreffenden
wieder in Vormerkung nehmen, und wenn sie in den
Gefangenenslisten zum erstenmal oder neuerdings mit dem
neuen Internierungsorte vorkommen, die Anfragenden
verständigen. Es ist bei Anfragen keineswegs nötig,
alle Umstände zu schildern, unter denen die Gefangen-
nahme erfolgte. Es genügt anzugeben: Name, Geburts-
jahr, Zuständigkeit, Charge, Truppenkörper des Gefan-
gten und wenn möglich, auf welchem Kriegsschauplatz
er in Verwendung stand, ferner Name und genaue
Adresse des Anfragenden. Weiters möge dort, wo von
einem Anfragenden nach mehreren Personen gefragt
wird, jede einzelne Person auf einem besonderen Zettel
verzeichnet werden, der in obiger Weise ausgefüllt ist.
Zum Schluß müssen wir das beteiligte Publikum
warnen, sich an die immer häufiger auftretenden Privat-
agenturen und Privatpersonen zu wenden, welche Nach-
richten versprechen und sich bereit erklären, Selbstungen
zu besorgen. Wir tun dies um so nachdrücklicher, da
wir als rein humanitäre Institution des „Roten Kreuz-
es“ unsere Dienste vollkommen kostenlos zur Verfügung
stellen und uns daher kein anderes Interesse als jenes
des Publikums selbst zu dieser Warnung veranlaßt.

Erhöhung der Großhandelspreise für oberösterreichische
Kohle. Die dem Vereine der Großkohlenhändler Oester-
reichs angehörligen Firmen, die sich mit dem Verkaufe
von Kohle am Wiener Plage befassen, haben der Re-
gierung die Erklärung abgegeben, daß sie bis zur Be-
endigung des Krieges bereit seien, beabsichtigte Er-
höhungen der Kohlenpreise dem Handelsministerium,
beziehungsweise der Nordbahndirektion mindestens 14
Tage vorher unter Anführung der hierfür maßgebenden
Gründe anzugehen und das Einvernehmen mit diesen
Stellen zu suchen. In den letzten Tagen des Monats
März wurde seitens des Vereines der Großkohlen-
händler Wiens dem Handelsministerium mitgeteilt, daß
die Kohlenhändler Wiens die bereits für den
1. April l. J. in Aussicht genommene, aber infolge
Einwirkung der Regierung verschobene Erhöhung der
Verkaufspreise für oberösterreichische Kohle in Wien um
22 Heller pro 100 Kilogramm in den verschiedenen
Sorten sowohl in Fuhrn als in Säcken mit 15. April
1915 in Wirksamkeit zu setzen beabsichtigen. Gleich-
zeitig wurde dem Handelsministerium eine ausführliche
Motivierung und Kalkulation zu der in Aussicht ge-
nommenen Erhöhung der Kohlenverkaufspreise vorgelegt.
Hierüber hat im Handelsministerium eine Besprechung
stattgefunden, auf Grund welcher seitens des Handels-

ministeriums im Hinblick auf die tatsächliche Steigerung
der Einkaufskosten gegen eine Erhöhung der Preise für
oberösterreichische Kohle am Wiener Plage im Ausmaße
von 20 Heller pro 100 Kilogramm am 15. April 1915
eine Einwendung nicht erhoben wurde.

Von der Markthalle. Unsere Markthalle bietet jetzt
ein ganz ungewohntes Bild; vor ihr, auf der Piazza-
Verbi, wo sonst ein weiter Platz war, erheben sich die
Stände der Verkäufer und Verkäuferinnen, und das
rege Treiben, das für gewöhnlich unter der hohen Wö-
bung der Markthalle herrschte, spielt sich nun im Freien,
im hellen Glanz der Sonne ab und böte für einen
Maler wohl manche Anregungen. Dafür ist aber die
Halle selbst verödet; wo früher die Verkaufsstände wa-
ren, da lehnt jetzt Sack an Sack, gefüllt mit Weizen-
mehl, Roggenmehl, Kukuruzmehl in verschiedenen Sor-
ten, Kaffee, Reis, Grieß u. dgl., und einige Angestellte,
meist Frauen, sind ständig damit beschäftigt, den Zu-
halt der großen Säcke in kleinere Papierblüten zu füllen,
die dann den Käufern übergeben werden. Diese selbst
meist gehören sie natürlich dem weiblichen Geschlechte
an — stellen sich bei der Straßenseite des Gebäudes auf,
schon mit ihrem Schein bewaffnet, wenn sie Mehl wol-
len, oder gesonnen, sich einen solchen zu erwerben, wenn
sie andere Lebensmittel begehren. Diese Säckel erhalten
sie bei dem nächst der Türe befindlichen Beamten,
worauf sie der Kassierin das Geld einhändigen; dann
erst erhalten sie das Gewünschte. Natürlich ist der
Zudrang ziemlich groß, so daß es trotz der raschen Ab-
fertigung ziemlich lange warten heißt, bis man an die
Reihe kommt. Es muß rühmend hervorgehoben werden,
daß der Gemeindegrent Herr Baron Gorizutti alles
tut, was in seinen Kräften steht, um die Stadt mit Le-
bensmitteln zu versorgen, doch sind auch seiner Tätigkeit
gewisse unüberwindliche Grenzen gezogen; ja, wenn
die Gemeinde Geld hätte! Doch auch so geschieht, was
geschehen kann, und so ist Pola eine der wenigen Städte
der Monarchie, die der Zukunft mit Ruhe entgegen-
sehen dürfen. In seinem Bestreben, die Stadt möglichst
ausgiebig zu provisionieren, wird Herr Baron Gorizutti
vom Superintendenten der Markthalle, Herrn J.
Ambrosich, tatkräftig unterstützt; es ist auch keine kleine
Aufgabe, eine Stadt von der Größe Polas bei ihren un-
zureichenden Zufahrtswegen — hauptsächlich kommt ja
nur der eine Schienenweg in Betracht — mit Lebens-
mitteln zu versehen. Wäre es nur möglich, billige Fische
zu erhalten! Aber darauf werden wir wohl noch lange
warten müssen! Nur der Wunsch möge zum Schluß
noch ausgesprochen werden, daß die Bestrebungen der
beiden Herren überall von Erfolg begleitet sein mögen;
denn was wollte Pola machen, wenn es nichts mehr
zu essen hätte? Aber das ist ja nicht zu befürchten!

Serbisch-bulgarische Reibungen.

Sofia, 11. April.

Der Zwischenfall an der bulgarisch-serbischen Grenze,
bei Balanovo, südlich von der Stadt Strumiga, hat
zwar einen mysteriösen Hintergrund, würde als gänzlich
abgetan, keine weitere Beachtung verdienen, wenn man
nicht aus mehrjährigen Erfahrungen wüßte, daß sich der-
artige Vorfälle am Balkan stets wiederholen. Es war
kein Präzidium zu folgenschweren Ereignissen, sondern

In letzter Stunde.

Roman von Otto Elster.

Nachdruck verboten.
„Was wollten Sie, Friedrich?“ fragte Fräulein
Born.
„Gnädiges Fräulein werden entschuldigen,“ entgeg-
nete der alte Diener schüchtern. „Es ist nur wegen des
Mittagessens...“
„Sie wissen, das wir auf meinen Bruder warten
müssen.“
„Ja — aber der Herr Geheimrat Justizrat sagten
mir, ehe er zum Schwurgericht ging, daß man nicht
mit dem Essen auf ihn warten sollte. Der Fall könne
heute sehr lange dauern...“
„Ich habe jedoch keinen Hunger,“ sagte das Fräu-
lein ungeduldig. „Und Fräulein Ewald scheinlich auch
nicht. Gehen Sie nur.“
„Sehr wohl, gnädiges Fräulein...“
Er wandte sich zum Gehen, blieb dann aber zö-
gernd stehen.
„Nun?“ fragte Fräulein Born und runzelte är-
gerlich die Stirn.
„Verzeihen das gnädige Fräulein eine Frage...“
„Was soll's?“
„Bleibt das Fräulein — bleibt das Fräulein Ewald
noch lange bei uns?“
Fräulein Born warf den Kopf stolz und steif in
den Nacken. Sie liebte die Vertraulichkeit nicht, die
sich der alte Diener in den langen Jahren seiner Stel-
lung angewöhnt hatte und die der Justizrat lächelnd
duldetete.

„Was kimmert das Sie?“ entgegnete sie schroff.
„Wie können Sie überhaupt zu dieser Frage?“
Der Alte legte die Hand auf das Herz und sah
das gestrenge Fräulein bittend an.
„Entschuldigen mich das gnädige Fräulein — ich
meine es doch gut mit dem Herrn Geheimen Justizrat
— aber wenn Sie mich so streng ansehen, gnädiges
Fräulein, dann getraue ich mich nicht zu sprechen.“
„Sie sind und bleiben ein großes Kind,“ schalt
Fräulein Born ärgerlich. „Und wenn Sie noch weißere
Haare bekommen, als Sie jetzt schon haben. Mein Bru-
der hat Sie verzogen. Aber sprechen Sie jetzt, wie
kommen Sie zu jener Frage?“
„Gnädiges Fräulein haben sicherlich recht,“ ent-
gegnete der alte Diener mit einem verlegenen Lächeln,
„der Geheimrat waren immer sehr glittig gegen mich.
Ich war aber auch schon auf der Unversität bei ihm,
und bei manchem lustigen Streich habe ich geholfen.
Du lieber Gott, wir waren beide ja jung damals, der
Herr Geheimrat und ich...“
„Kommen Sie zur Sache,“ unterbrach das Fräu-
lein den geschwätzigen Alten. Doch dieser fuhr lächelnd
fort:
„Als dann der Herr Geheimrat Referendar, Assessor
und Rechtsanwält, Justizrat und nun gar Geheimrat
wurden, da hab' ich ihn erst recht nicht verlassen —
auch nicht, als das gnädige Fräulein zu uns kamen.“
„Um der heillosen Singsesselwirtschaft ein Ende
zu machen!“ rief sie ungeduldig. „Aber was hat das mit
dem Fräulein Ewald zu tun?“
„Und weil ich dann so lange bei dem Herrn Ge-
heimrat war,“ sprach der Alte mit einer gewissen würde-
vollen Feierlichkeit weiter, „und Freud und Leid mit
ihm geteilt und immer auf die Reputierlichkeit des

Hauses gehalten, wie der Herr Geheimrat selbst, da
— da — tut es mir dann in der Seele weh, wenn die
Leute jetzt so mancherlei schwagen...“
„Die Leute?“ fragte Fräulein Born hochmütig.
„Wer ist das und was schwagen sie?“
„Oh, alle Nachbarn und Hausbewohner, gnädiges
Fräulein! Und sie sagen, daß es eine Sünde und
Schande wäre, daß die Tochter eines Mannes, der in
das Zuchtshaus gehörte, in eine so feine und anständige
Familie, wie die des Herrn Geheimrats aufgenommen
sei — und dann — und dann — sagen sie
noch...“
Er stockte und sah sich scheu um, als fürchtete er,
belauscht zu werden.
Fräulein Born war aufgestanden und sah den
alten Diener mit zornigen Augen an.
„Nur heraus damit! Was sagen die klugen Leute
noch?“ sprach sie mit bitterem Spott.
„Sie sagen,“ fuhr Friedrich mit leiser Stimme
fort, „Alter schließt vor Torheit nicht — und wenn der
Teufel einer alten Mann verderben will, so schickt er
ihm eine junge Frau...“
„Genug!“ rief das Fräulein scharf heraus. Dann
richtete sie sich würdevoll empor, sich erinnernd, daß
es sich für sie nicht gezieme, solche vertraulichen Ge-
spräche mit einem Diener zu führen, und sprach hohen
Tones:
„Sie tun sehr unrecht, als alter, treuer Diener
des Herrn Geheimrats solchem Dienstbotengeschwätz zu-
zuhören und es noch dazu weiter zu tragen...“
Der Alte erhob wie abwehrend beide Hände.
„Gnädiges Fräulein,“ rief er und machte ein er-
schrockenes Gesicht, „was denken Sie von mir? Ich

Montag
nur ein
legenheit
sem Falle
nen, daß
halb dar
nächst w
biet — e
rung triff
eignen.
ste den g
nicht ver
ndhes Re
demselben
wenig ve
Die bulg
Serbien,
heit Serb
gierung
In 9
die türki
Graufam
gingen, a
auch eini
sach. Nach
sende von
garliches
Die
taten ihr
ständische
auf bulg
ist eine
was von
Msch erf
Die
im Gege
vom serb
Was
Enquete
die Zuk
Und wen
führliche
so wird
gesehen
Verhältnis
viel groß
Hier
bische
aus dem
auch die
Enquete
viel älter
des Auf
keln and
gungen g
gierung
Über
als etwa
San
Ueber die
rat Dr.
lung bes
und klaf
mals, gn
„Nun
ten Sie f
„Da
doch nich
und was
jessor „E
„So
haben —
Zeltungen
auch wif
Herrn G
„Ja,
sagte der
„Ich hab
ganz wer
„Nun
digung u
Welt steh
Das sind
rühmten
schwagen,
oder ver
gehen Sie
an ihren
zur Hand
Der
„Seh
mütig un
noch elne
steif und
ist auch
Fräu

nur ein Versuch, ob die Wiederholung bei nächster Gelegenheit möglich oder angezeigt wäre. Die an diesem Falle Beteiligten haben die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Wiederholung nicht unmöglich wäre, deshalb darf man auch nicht überrascht sein, wenn demnächst wieder — vielleicht auf einem anderen Gebiet — ein Aufstand stattfindet. Die bulgarische Regierung trägt keine Schuld, wenn sich solche Vorfälle ereignen. Man kann ihr auch nichts vorwerfen, wenn sie den geschlagenen Vandalen die Flucht über die Grenze nicht verwehrt. Die Flüchtlinge klagen über unmenschliches Regime in Mazedonien, ersuchen um Schutz vor demselben, der ihnen von einem anderen Staate ebenso wenig verweigert werden würde, als von Bulgarien. Die bulgarische Regierung behauptet in ihrer Note an Serbien, daß diese Zwischenfälle eine innere Angelegenheit Serbiens bedeuten, für welche nur die serbische Regierung die Verantwortung trage.

In Balandovo und Umgebung hat sich zuerst nur die türkische Bevölkerung erhoben, weil sie durch die Grausamkeiten, welche die serbischen Amtsglieder begingen, aufgestachelt wurde. Später haben sich ihnen auch einige bulgarische unzufriedene Elemente angeschlossen. Nach niedergeschlagenem Aufstand retteten sich Tausende von Flüchtlingen, Türken und Bulgaren, auf bulgarisches Territorium.

Die serbische Regierung behauptet, um die Missetaten ihrer Organe zu decken, daß die betreffenden Aufständischen „bulgarische Komitadschis“ gewesen seien, die auf bulgarischem Territorium organisiert wurden. Das ist eine schwere Beschuldigung; man soll doch glauben, was von Sofia berichtet wird und nicht was man in Nißch erfundet und behauptet.

Die bulgarischen Blätter befürchten keine Enquete, im Gegenteil, sie verlangen eine Aufklärung, die auch vom serbischen Pressbureau verlangt wird.

Was geschehen ist, ist geschehen; daran wird die Enquete nichts ändern können; es handelt sich nur um die Zukunft. Mit dem Feuer soll man nicht spielen! Und wenn man einmal denjenigen kennt, der das gefährliche Spiel begonnen hat und es eventuell fortsetzt, so wird man auch den Betroffenen zur Verantwortung ziehen können. Unter den gegenwärtigen kritischen Verhältnissen am Balkan ist die Verantwortung gewiß viel größer als zu normalen Zeiten.

Hier ist es am Platze, zu konstatieren, daß die serbische Regierung zu wiederholten Malen einer Enquete aus dem Wege gegangen ist. Wir werden sehen, ob sie auch diesmal ausweichend antwortet. Wenn aber die Enquete zustande kommen sollte, so muß sie bei einem viel älteren Datum begonnen werden als beim Tage des Aufstandes von Balandovo und das Resultat wird kein anderes sein, als daß alle serbischen Beschuldigungen gegen Bulgarien und gegen die bulgarische Regierung in „Nichts“ zerfallen werden.

Über Shakespeare sagt: „Dies „Nichts“ ist mehr als etwas!“ Die „Information.“

Allerlei.

Handelspolitische Strömungen im Deutschen Reich. Ueber dieses Thema sprach Kommerzialrat und Gemeindevater Dr. Alexander Ritter v. Dorn in der Volksversammlung des Niederösterreichischen Gewerbevereines. Der

Redner erinnerte, daß mit dem Wegfall des Paragraph 11 des Frankfurter Friedens ein wichtiges Hindernis für einen handelspolitischen Anschluß Oesterreichs an Deutschland beseitigt sei. Die Idee der Zollgemeinschaft werde sowohl publizistisch als auch durch Neuhebungen wirtschaftlicher Verbände in Deutschland propagiert. So habe der Ausschuß des Vereines für Sozialpolitik in seiner Sitzung vom 27. März l. J. beschlossen, eine bestimmte Reihe von Studien über die Annäherungsfrage zu veranlassen. Zwei Tage nachher habe in Berlin eine sehr zahlreich besuchte Versammlung des Deutsch-Oesterreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbandes stattgefunden, in welcher alle deutschen Redner sich eingehend in günstigem Sinne mit der Frage befaßt haben und über welche die Mitteilung veröffentlicht wurde, daß übereinstimmend die Ansicht geherrscht habe, daß eine möglichst innige handelspolitische und wirtschaftliche Annäherung der beiden verbündeten Reiche unter Beachtung auf die berechtigten Interessen und besonderen Verhältnisse jedes der drei Staaten dem politischen Bündnisse folgen müsse. Nun sei es aber notwendig, daß man sich auch in Oesterreich mit den konkreten Fragen der Durchführung eingehend befaße und auch mit Ungarn hierüber zu einem Einvernehmen gelange, wofür es zweckmäßig wäre, eine gemeinsame Beratungsstelle ins Leben zu rufen. Es sei eine dringende Aufgabe, uns auf die neue Gestaltung der handelspolitischen Verhältnisse möglichst vorzubereiten. Vor allem wäre es unbedingt notwendig, die Leistungsfähigkeit unserer Produktionskräfte zu erhöhen. Man dürfe sich nach Abschluß des Krieges nicht darauf beschränken, die Kriegsschäden zu heilen, sondern es werde die größte Pflicht der Staatsverwaltung sein, für eine rasche und günstige Entwicklung der wirtschaftlichen Zukunft über den heutigen Stand hinaus zu sorgen. Auf diesem Gebiete aber sei das Wichtigste, die schaffende Kraft der Menschen im Staate zu entwickeln und zu erhöhen. Zu den Milliarden für die Kriegsschäden müssen sich auch noch die Millionen finden lassen, welche das Volk für neue größere Aufgaben heranzubringen lassen. — Und wen zum Nutzen wird diese Entwicklung sein? Diese Frage kann man sich nicht oft genug vorlegen. Das Volk wird vom künftigen Aufschwung nur dann einen Nutzen haben, wenn es sich rechtzeitig wirtschaftlich zusammenschließen beginnt, um so stets die Verfügung über die kommenden Gewinne in der Hand zu haben.

Vier Millionen Postkarten beschlagnahmt. Eine vereitelte Massengratulation zum Geburtslage des deutschen Kaisers beschäftigt zurzeit die Gerichte in Berlin, Braunschweig, München, Frankfurt a. M. und anderen Städten. Es handelt sich um ein Strafverfahren wegen Vergehens gegen das Pressegesetz, das sich gegen den Direktor einer Buchdruckerei-Altiengeellschaft A. in München und den Kaufmann B. in Braunschweig, den Leiter der Betriebsstelle des Bundes der Deutschen in Niederösterreich in Wien, der unter dem Voritz des Reichsratsabgeordneten Dr. W. Pollauf steht, richtet. In dem Verlage des Bundes erschien eine in München gedruckte Glückwunschkarte mit der Adresse: „An Seine Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm II., zurzeit im Felde“, die zum Geburtstage des Kaisers als Massenkundgebung versandt werden sollte. Der Ertrag sollte je zur Hälfte dem deutschen und österreichischen Roten Kreuz zugute kommen. Der Vertrieb der Karte wurde von der Presseabteilung des bayerischen Kriegsmini-

steriums anstandslos genehmigt. Lange, bevor der Wunsch des Kaisers, an ihn keine Glückwünsche zu senden, bekanntgegeben war, wurden vier Millionen Postkarten von der Gesellschaft des angeführten Direktors gedruckt. Ein Staatsanwalt entdeckte aber an den Karten einen Schönheitsfehler, der den Pressebezogenen des bayerischen Kriegsministeriums entgangen war, es fehlte auf den Karten die Angabe des Druckers und Verlegers. Die Folge war, daß die vier Millionen Postkarten beschlagnahmt und gegen Drucker und Verleger das Strafverfahren eingeleitet wurde. Dieses Verfahren dürfte zu recht interessanten rechtlichen Erörterungen führen.

Wie weit der Krieg reicht, wird in einer ausländischen Zeitung folgendermaßen berechnet: die Gesamtfläche des britischen Reiches beträgt mehr als 13 Millionen englische Quadratkilometer, Rußland umfaßt über 8 Millionen und Frankreich 4 Millionen. Fügt man dazu noch Belgien mit dem Kongostaat, Serbien, Montenegro und Japan, so bedeckt das Gebiet der Verbündeten eine Fläche von nahezu 27 Millionen Quadratkilometer. Dem gegenüber haben Deutschland, Oesterreich und die Türkei zusammen 2 1/2 Millionen. Die Gesamtfläche der kriegführenden Länder beträgt über 29 1/2 Millionen Quadratkilometer, also mehr als die Hälfte der gesamten Erdoberfläche, die nicht über 55 1/2 Millionen bedeckt.

Der Kampf gegen die Fliegen. Es wird dieser Frage die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Zweifellos beschäftigen sich die maßgebenden Faktoren mit den zu treffenden Maßnahmen. Es werden wohl die schärfsten Verordnungen für Lebensmittelhändler und -Erzeuger erfolgen, und zwar hoffentlich recht bald. Doch die Bevölkerung selbst muß intensiv mitarbeiten, denn die Gefahren der Uebertragung von Krankheiten speziell durch die Fliegen sind außerordentlich groß. Am Körper der so harmlos erscheinenden Stubenfliege haften Cholera-, Typhus-, Ruhr- und Pestbazillen lange Zeit. Die Tiere nehmen mit ihren Fresswerkzeugen und mit ihren Saugern die Bakterien aus allen Abfallstoffen auf und übertragen die Keime auf das Fleisch, in die Milch usw. Die Fliegen sitzen auf dem Obst und Gemüse, welches heuer ein wichtiges Nahrungsmittel bilden wird. Der Kampf gegen die Fliegen ist in jeder Privatwirtschaft und jedem Lebensmittelgeschäft energisch aufzunehmen. Man muß mit der Fliegenvertilgung sofort beginnen, wenn die ersten Fliegen im Frühjahr aus den Puppen auskriechen. Die Vertilgung wird nur dann allgemein werden, wenn sie mit einfachsten und billigsten Mitteln erfolgen kann. Zu diesem Behufe sollte die Verwaltung die bekannnten „Fliegenfänger“ in großem Maßstabe erzeugen lassen und an die unbemittelte Bevölkerung gratis verteilen. In Lebensmittelmagazinen, bei Fleischhauern, Milchzuckereien müßte bei den Revisionen sehr auf die Vertilgung der Fliegen gesehen werden. Die Lebensmittel dürfen nicht offen stehen, sondern müssen mit Drahtnetzen bedeckt sein. Durch behördliche Plakate in allen Häusern sollte die Bevölkerung fortgesetzt auf die Gefahren der Krankheitsübertragung durch Fliegen aufmerksam gemacht und zur Einhaltung der zu erwartenden Vorschriften eindringlich ermahnt werden. Im übrigen muß es den Sachbehörden überlassen werden, so rasch als möglich die geeigneten Vorkehrungen zu treffen.

und klatschen über den Herrn Geheimrat? — Niemals, gnädiges Fräulein, niemals...“

„Nun gut,“ unterdrückte sie den Erregten, „so sollten Sie solchen albernen Gekochwäg doch entgegenstellen.“

„Das tue ich auch, gnädiges Fräulein. Aber ich weiß doch nicht — Fräulein Ewald ist doch nur einmal hier, und was der Vater von dem Fräulein ist, der Professor Ewald...“

„So steht er im Verdachte, Wechsel gefälscht zu haben — das ist eine allgemein bekannte Tatsache. Zeitungen haben ja darüber berichtet. Aber sie sollten auch wissen, daß Professor Ewald ein Freund des Herrn Geheimrats war...“

„Ja, das weiß ich nur zu gut, gnädiges Fräulein,“ sagte der Alte, eifrig mit dem grauen Haupte nickend. „Ich hab oft genug Briefe hintragen müssen, die nicht ganz wertlos waren.“

„Nun, und jetzt führt mein Bruder seine Verteidigung und seine Tochter, die schutz- und mittellos in der Welt steht, hat einstweilen in unserem Haus gefunden. Das sind die Tatsachen, Friedrich. Und wenn die berühmten „Leute wieder einmal solches dummes Zeug schwätzen, dann müssen Sie sich nicht in das Gespräch oder verbleiben den Leuten den Mund. — Und nun gehen Sie!“ setzte sie kurz hinzu, indem sie sich wieder an ihren Fensterplatz setzte und ihre Arbeit aufs neue zur Hand nahm.

Der alte Diener verbeugte sich. „Sehr wohl, gnädiges Fräulein,“ sagte er demütig und entfernte sich. In der Tür aber warf er noch einen scheuen Blick nach dem alten Fräulein, das steif und starr dasaß, zurück und murmelte: „An der ist auch ein Staatsanwalt verloren gegangen...“

Fräulein Clementine Born saß steif und stolz da,

das Haupt starr in den Nacken geworfen, aber ihre hageren Hände zitterten doch und vermochten die Nadel nicht zu führen. Schließlich warf sie die Handarbeit auf den Tisch, erhob sich und schritt erregt in dem Zimmer auf und ab, das mit seiner altnörischen, aber bequemen Einrichtung einen so behaglichen Eindruck machte.

Aber das alte Fräulein hatte heute für diese Behaglichkeit keine Augen. Die Worte Friedrichs gaben ihr zu denken. Also der Klatsch auf der Straße, der Dienstbotenzimmer, der Portierloge hatte sich schon ihres Hauses und ihrer Familie bemächtigt? Der Gedanke war ihrem stolzen Sinn unerträglich. Das fehlte gerade noch, um ihre Geduld zu erschöpfen. Ein ernstes Wort würde sie mit ihrem Bruder sprechen, der viel zu gutmütig und welchherzig der Welt und den Menschen gegenüber war. So ging es nicht weiter! Nicht länger als unumgänglich notwendig durfte Melante Ewald in ihrem Hause bleiben. — Die Leute hatten ganz recht, wenn sie sagten, die Tochter eines Juchthäuslers passe nicht in ein ehrbares Haus.

Durch die Stille, die auf der Straße herrschte, klang das Rollen eines Wagens, der jetzt vor dem Hause hielt.

Fräulein Born trat an das Fenster.

„Es ist Albert,“ murmelte sie. „Nun, die Sache ist ja rasch erledigt worden... er steht traurig und niedergeschlagen aus... man hat Ewald verurteilt, — ich sehe es ihm an.“

Sie wandte sich ab.

„Das war zu erwarten,“ fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort. „Jede Schuld muß gelöhnt werden... er kommt hierher... nun, so spreche ich gleich mit ihm. Das ist das Beste.“

Und mit ihrem energischen Schritt ging sie ihrem Bruder entgegen, als sich die Tür öffnete und dieser gefolgt von dem alten Friedrich eintrat, der ihm Hut und Paletot abgenommen hatte.

„Du kommst früh, lieber Albert,“ sagte Clementine.

„Ja — es ist alles zu Ende...“ Er warf eine Aktenuappe auf den Tisch. „Was willst du noch?“ fragte er den Diener.

„Befehlen der Geheimrat, daß angerichtet wird?“

„Ich habe keinen Appetit — geh!“

„Aber Herr Geheimrat...“

„Halte dich nicht mit Schwätzen auf! — Geh!“

„Na ja, ich geh schon,“ brummte der Alte und entfernte sich, Hut und Ueberzieher seines Herrn mitnehmend.

Dieser setzte sich in einen Sessel, stützte die Ellen in die Hand und sah in trübden Gedanken versunken vor sich hin.

Clementine beobachtete den Bruder eine Weile, dann trat sie zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Er sah auf. „Du bist es, Clementine — verzeh, daß ich dich nicht begrüßte...“ und er erhob sich und begann in dem Zimmer auf und ab zu gehen.

Seine Schwester bemerkte, daß ihn der Urteilspruch über seinen alten Freund schwer erschüttert haben mußte. Darum schwieg sie noch, sie wollte erst den ersten schmerzlichen Eindruck sich mildern lassen.

Schweigend setzte sie sich an ihren Platz am Fenster und ergriff ihre Handarbeit. Nach einiger Zeit würde ihr Bruder schon von selbst anfangen zu sprechen, das wußte sie aus Erfahrung und schweigend arbeitete sie weiter, während der Justizrat im Zimmer auf und ab ging. (Fortf. folgt.)

268

Aus erster Ehe.

Roman von H. Courths-Mahler.

Nachdruck verboten.

88 »Das freut mich. Du sollst mich nachher auf einem Spaziergang begleiten.«

»Ich bleibe lieber hier.«

»Nein, Du musst Dir Bewegung schaffen. Der Arzt verlangt es. Und dann, mein liebes Herz, musst Du energisch gegen Deine trübe Stimmung ansetzen. So geht das nicht länger.«

Er setzte sich zu ihr und fuhr fort:

»Sagst Du Dir nicht selbst, dass ich unter Deinem veränderten Wesen sehr leiden muss? Ich habe Dich geschont, so lange es Dein Zustand erheischte. Jetzt sagt aber der Arzt selbst, ich soll Dich energisch aus Deinem Trübsinn rütteln. Sprich Dich aus. Sage mir, was Dich drückt, damit ich weiss, wie ich Dir helfen kann.«

Eva erhob sich und trat von ihm fort an das andere Fenster. Eine Weile sah sie mit starren Augen hinaus. Dann wandte sie sich langsam nach ihm um. Ihr Antlitz war wie versteinert. Sie fasste nach einer Stuhllehne und stützte sich darauf.

»Du willst es, — so soll es sein,« sagte sie tonlos. »Ich will Dir sagen, was mich drückt. Es muss klar werden zwischen uns. In den langen Tagen auf meinem Krankenlager, da hatte ich Zeit, mich auf mich selbst zu besinnen. Seit ich nach Tante Klarissas Tod in meines Vaters Haus kam, sind die Ereignisse wie in einem Wirbel an mir vorbeigeflogen. Ich kam eigentlich nie mehr zur Ruhe und zum Nachdenken über mich selbst. Jetzt in diesen Wochen ist mir vieles klar geworden.«

Sie machte eine Pause und holte tief Atem. Er hatte sich ebenfalls erhoben und stand ihr stumm mit heissen Augen gegenüber. Auf seinem Gesicht lag eine bange Erwartung. Eva sah ihn nicht an. Mit etwas festerer Stimme fuhr sie fort:

»Ich muss Dir nur sagen, dass ich mich über meine eigenen Gefühle getäuscht habe, als ich Deine Frau wurde. In dieser Zeit der Einkehr in mich selbst habe ich erkannt, dass — dass ich Dich nicht liebe.«

Er zuckte zusammen und wurde sehr blass. Aber kein Wort kam über seine Lippen. Er presste sie nur im Schmerz fest zusammen.

Eva sprach weiter.

»Ich musste Dir das sagen, damit es klar wird zwischen uns. Ich weiss jetzt, dass ich nie mehr Zärtlichkeiten mit Dir tauschen kann. Du bist mir im Herzen fremd geworden.«

Sie schwieg wie erschöpft. Er sah sie mit brennenden Augen an.

»Eva, — Du weisst nicht, was Du sprichst. Komm zu Dir; es kann nicht wahr sein, was Du sagst.«

Sie machte eine matte Bewegung mit der Hand

»Ich weiss genau, was ich spreche. Ich habe es reiflich erwogen. Denke nicht, dass ich mir nicht der Tragweite meiner Worte bewusst bin. Ich habe von Tag zu Tag gezögert, Dir dies alles zu sagen. Jetzt musste ich endlich sprechen — Du verlangst es ja selbst.«

Er trat auf sie zu und fasste sie mit festem Griff an beiden Armen.

»Eva, — ist das Wahrheit, muss ich das glauben? Du liebst mich nicht?« fragte er heiser.

»Es ist Wahrheit,« sagte sie tonlos.

»So liebst Du einen andern,« stiess er heftig hervor.

Eva schloss die Augen. Es war ja gut so, wenn er das glaubte, — sehr gut.

»Erlaass mir hierauf die Antwort,« bat sie matt.

Er liess sie schnell los und trat zurück.

»O — ich brauche keine Antwort; ich sehe klar, — ganz klar. Mein Herz hat sich gestäubt, daran zu glauben. Aber es konnte ja nicht anders sein. Dein Herz musste sich einem andern zugewandt haben. Wie hättest Du sonst solche Qual über mich verhängen können!«

Er ging mit finsterem Gesicht auf und ab, und sie sank kraftlos in einen Sessel. Mühsam suchte er sich zu fassen. Was sie ihm gewesen war, empfand er erst in dieser Stunde voll und ganz. Endlich blieb er vor ihr stehen.

»Und was soll nun geschehen?« fragte er mit erzwungener Fassung.

Sie presste die Hände fest zusammen.

»Meine Mutter schrieb mir heute wieder, wir sollen sie besuchen. Wenn Du mir erlauben wolltest, dass ich allein zu ihr reise.«

Er umfasste mit jähem Griff eine Stuhllehne.

»Das heisst, — Du willst fort von mir; vielleicht für immer?«

»Vorläufig nur für einige Wochen.«

Er lachte bitter und schneidend auf.

»Vorläufig! Du willst mich langsam daran gewöhnen, nicht wahr? Ach, — lass nur die Schonung. Ich fühle es ja doch, wie mir mein Glück durch die Finger rinnt. Ich kann es nicht mehr halten, nicht mehr fassen. Ich weiss, wie nun alles kommen wird. Du wirst zu Deiner Mutter gehen, und eines Tages bekomme ich dann einen Brief von Dir, in dem Du mir mitteilst, dass Du nicht mehr zu mir zurückkehrst.«

Er schwieg wie überwältigt und sah sie mit einem Blick an, der ihr all seine Liebe, seinen herben Schmerz verraten hätte. Aber sie blickte an ihm vorbei, weil sie sich fürchtete, etwas wie heimliche Befreiung in seinen Zügen zu lesen.

Nach einer Weile atmete er tief auf und sagte halblaut:

»Du hast mich grausam getäuscht. Auf Deine Liebe habe ich fest gebaut. Wie hätte ich für möglich gehalten, dass sie ein so wankelmütiges Ding sei. Aber gefühlt habe ich es in den letzten Wochen, dass mein Glück in Trümmer ging. Eine Angst war in mir, die ich nicht in Worte fassen konnte. Und nun ist es geschehen.«

Eva schloss die Augen. Ein herber Ausdruck lag um ihren Mund. Warum lag er auch jetzt noch? Warum spielte er ihr auch jetzt noch Komödie vor?

»Du erlaubst also, dass ich zu meiner Mutter reise,« sagte sie herb.

Er strich sich über die heisse Stirn.

»Ich darf Dich nicht halten. Denn ohne Liebe neben Dir zu leben, kann ich Dir nicht zumuten. Selbst wenn ich von neuem um Deine Liebe werben wollte, — es würde nichts helfen, das fühle ich. Es fehlte mir auch der Mut dazu. Denn was ich jetzt erleide, ist nur gerechte Strafe. Jetzt kann ich es Dir ja gestehen, ohne Dir wehe zu tun: Mein Glück war auf einer Lüge aufgebaut.«

Eva zuckte zusammen und sah mit einem forschenden Blick zu ihm auf.

»Auf einer Lüge?« fragte sie hastig.

»Ja, — auf einer Lüge. Jetzt kann ich sie mir ja vom Herzen wälzen, ohne Dich zu kränken. Lange genug hat sie mich gequält; nun will ich sie nicht länger mir herumtragen. Als ich damals nach Berlin fuhr, um meine Tante zu besuchen — da sah ich Dich zuletzt am Weiher, mit Jutta zusammen. Du hattest schon vorher durch Deine Lieder, durch Dein ganzes rätselhaftes Wesen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich musste mich zwingen, nicht täglich nach Woltersheim zu kommen, — unbewusst sehnte ich mich nach Deiner Gegenwart. Und in jener Abschiedsstunde am Weiher, da glaubte ich auch in Deinen Augen zu lesen, dass ich Dir teuer war. Du sahst mich an mit einem Blick, der mich nie wieder los liess. Am liebsten hätte ich meine Reise aufgegeben und wäre bei Dir geblieben. Mir graute nun doppelt vor einer Heirat nach Geld, die ich unbedingt eingehen musste. Aber ich riss mich zusammen. Sei kein Schuft,« sagte ich mir, »störe ihre Ruhe nicht! Ich konnte ja nicht daran denken, ein armes Mädchen zu heiraten. Aber mein Herz liess ich bei Dir zurück, als ich mich von Dir trennte.«

In sehr gedrückter Stimmung kam ich bei Tante Maria an. Sie wollte mir gleich von einigen jungen Damen sprechen, die sie mit mir bekannt machen wollte. Ich lief ihr davon; es war mir unmöglich, ihr zuzuhören. In der folgenden Nacht schlief ich nicht. Die Sehnsucht nach Dir quälte mich. Am nächsten Morgen, als ich von einem Ausgang zurückkehrte, erfuhr ich von Tante Maria, dass Deine Mutter zurückgekehrt sei und Dich zur Erbin ihres riesigen Vermögens einsetzen würde.

Was ich bei dieser Nachricht empfand? Ich weiss es jetzt nicht mehr zu beschreiben; es war ein Chaos von Gefühlen. Ehe ich mir klar darüber wurde, sagte mir Tante Maria, dass ich sofort nach Hause zurückkehren und um Dich werben müsse, ehe Du selbst von Deiner veränderten Lage erfährst. Mir wurde nur eins bewusst: Wenn ich erst um Dich warb, nachdem Du wusstest, dass Du eine reiche Erbin warst, dann glaubtest Du nicht an meine Liebe. Und mein Herz schlug doch so sehnsüchtig nach Dir.

Kurzum, — ich ging auf Tante Marias Plan ein. Sie wollte mir eine Woche Vorschub geben. Wie ich Dich am Abend meiner Rückkehr fand,

das brauche ich Dir nicht zu erzählen. Heiss flamnte es in meinem Herzen auf, als ich Dich wiedersah. In jener Stunde dachte ich bei Gott nicht an Deinen Reichtum. Ich war nur glücklich, dass ich meinem Herzen folgen durfte. Du wurdest mein; und ich brachte den unruhigen Mahner in meiner Brust zum Schweigen. Vielleicht entsinnst Du Dich, dass ich Dich eines Tages fragte, ob Du an meine Liebe geglaubt hättest, wenn ich erst zu Dir gekommen wäre, nachdem Du reich geworden warst. Du sagtest mir, dass Du dann nicht so glücklich geworden wärest. Das schloss mir den Mund, so oft es mich drängte, Dir die Wahrheit zu sagen. Und so schwieg ich im Bewusstsein, Dich von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Aber Du siehst, — die Lüge hat mir keinen Segen gebracht. Jetzt trifft Dich die Wahrheit nicht mehr hart. Im Gegenteil, — sie wird Dich vollends von mir befreien. Nun gehe zu Deiner Mutter; ich darf Dich nicht halten. Jetzt aber gestatte, dass ich mich zurückziehe; ich muss erst selbst mit mir fertig werden. Wir können später das Nähere besprechen, — wenn ich ruhiger geworden bin.«

Er ging schnell zur Tür; der Augenblick drohte ihm alle Fassung zu rauben.

Eva hatte mit fieberhafter Erregung seinen Worten gelauscht. Sie trugen so unströitig den Stempel der Wahrheit, dass sie ihm glauben musste. Ein befreites Jauchzen wollte sich aus ihrer Seele ringen; er liebte sie, — trotz allem. Aber die Aufregung ersticke ihr jeden Ton in der Kehle. Als er aber nun mit blassen, qualzerzerrten Zügen sich von ihr abwandte und mit müder Haltung zur Tür schritt, kam plötzlich Leben in ihre Gestalt. Sie flog hinter ihm her, und ehe er die Tür erreichte, umklammerte sie ihn mit beiden Armen.

(Fortsetzung folgt.)

Politeama Ciscutti

Heute Montag und morgen Dienstag
Nur für Erwachsene!

Kinovorstellungen

mit nachstehendem Programm:

Eiko-Kriegswoche.

Die fremde Frau.

Drama.

Der 1000 Markschein.

Lustspiel.

Deutscher Text.

Normale Preise.

Die Vorstellungen beginnen: um 4:30, 6 und 7:30 p. m.

Kino „IDEAL“

Heute und die folgenden Tage
wird eine neue, schöne Hauptarbeit,
betitelt:

„Blumen der Liebe, Blumen des Todes“

vorgeführt werden.

Dieses sehr ergreifende Drama
wird von den Künstlern MARIO
BONNARD und LYDIA de RO-
BERTI dargestellt.

Abkennete un
(Stefrate) werch
zahnstelle (Her
und Bapierhandl
Blaga Carl
nommen. — Ein
werden von all
Anlagegebäude
Stefrate werch
die sie Gmal ge
Hilfsamtlichen
Kette mit 1 Atom
ein gewöhnlich
kleinen Ungehe
festgebunden mi
die begabte un
Inferate wird
juridischer Rat
werden letzten
nicht
W o p f p a e
Ver
Arbeitsgeber i
für die Arbeits
verantwortlich

11. Sc

Der

Wier
lautbar:
In N
deren Cre
gesehen vo
in beren
In G
einzelte W
Der
v. Höfer,

Der

Be
quartier:
Sü
dem klei
trieben.
—Comi
in den
De
sammen
Be
nant G
genom
3
Artiller
versuch
Feuer
S
griffe
Reichs
nördli
sich di

und
richte
westli

Wibe
vielm
blenf

Sau
Tru
Ang
berb
in
Ein
nen

Ch
Su

tel
mit
von
E
glu